

# Wie **Musik** unser Leben verändern kann

»Schon ein ganz kleines Lied kann viel Dunkel erhellen«, hat der heilige Franz von Assisi einmal gesagt. Der Musik wird seit jeher eine heilsame Wirkung zugeschrieben. Sie kann trösten, aufrichten, Kraft spenden, Menschen zueinander bringen. Musik macht das Leben nicht nur leichter, sie kann auch das Miteinander in positiver Weise verändern. In diesem Beitrag schildert unser Autor Prof. Alexander Burda berührende und nachhaltige Begegnungen durch die Musik und stimmt damit in das Loblied der Kirchenlehrerin Hildegard von Bingen ein: »In der Musik hat Gott den Menschen die Erinnerung an das verlorene Paradies hinterlassen.«

**E**s war eine Beerdigung der besonderen Art. Der Verstorbene trug sich gewissermaßen selbst zu Grabe, und ich sollte Sterbehilfe leisten. Was war geschehen? Ein katholischer Kirchenchor, einst groß besetzt, wurde im Lauf der Jahre älter und kleiner. So klein, dass die verbliebene Sängerschar beschloss, die Proben einzustellen. Sie wollte dies in Würde tun, hatte in benachbarten Chören um Verstärkung nachgefragt, um im Gottesdienst zum 60-jährigen Bestehen ein letztes Mal eine Messe aufführen zu können. Ich sollte die Orgel spielen.

Nach dem Gottesdienst fragte mich eine Frau, ob ich zu den Sängern gehöre. Sie wusste nicht, dass sie gerade den letzten

Auftritt dieses Chors erlebt hatte, war nur zufällig Gast. Ihr Sohn sei vor ein paar Monaten verstorben und sie sei noch nicht imstande gewesen, seinen Tod zu beweinen. Durch den anrührenden Gesang konnte sie nun zum ersten Mal ihren Tränen freien Lauf lassen. Es sei befreiend, tue gut, sie wolle sich gerne bedanken.

**»hast mich in eine bessere Welt entrückt«**

Diese Worte wiederum haben mich sehr berührt. Da beerdigt sich ein Chor quasi selbst und hat »sterbend« noch die Kraft, eine trauernde Mutter einen kleinen Schritt zurück ins Leben zu tragen.

»Du holde Kunst, in wieviel grauen Stunden, wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt, hast du mein Herz zu warmer Lieb' entzunden, hast mich in eine bessere Welt entrückt.« So dichtet Franz von Schober 1817; Worte, die Franz Schubert wiederum unvergleichlich in Musik setzt. Diese fast magische Kraft von Musik wird schon in der Antike beschrieben, wenn der mythologische Held Orpheus mit seinem Gesang Steine zu erweichen vermag. Letztlich gelingt es dem Sänger sogar, die Kräfte der Unterwelt zur Rückführung seiner verstorbenen Braut Eurydike zu bewegen.

Oder nehmen wie Mozarts Singspiel »Die Zauberflöte«: Wir

Lesen Sie weiter auf Seite 14

»Musik, du bist die tiefste Labe, die aus der Menschenseele quoll. Bist Gottes allerbeste Gabe, da seine Güte überschwoll.«  
Hermann Claudius, deutscher Lyriker (1878–1980)

Foto: Camille/Adobe Stock



denken dabei an Tamino, Pamina und Papageno, die Königin der Nacht und Sarastro. Aber die Flöte? Welchen Anteil an der Geschichte hat sie doch gleich? Tamino bekommt das Instrument geschenkt. Es soll vor Gefahren schützen, indem es Feinde zum Guten bewegt. Als Tamino die Flöte zum ersten Mal spielt, kommen wilde Tiere und legen sich ihm zu Füßen. Musik kann verändern, kann verwandeln, so die Botschaft.

Auch in der Bibel ist davon die Rede, beispielsweise als König Saul, der unter Depressionen leidet, den Hirtenjungen David an seinen Hof holt, damit er ihm auf der Harfe vorspiele. »Nahm David die Harfe und spielte mit seiner Hand, so erquickte sich Saul, und es ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm« (1 Sam 16,23). Ein frühes Zeugnis von Musiktherapie.

### Von der heilenden Kraft der Musik

Ich durfte diese heilende Kraft von Musik in einem etwas heruntergekommenen Altenheim in der Nähe von Lyon in Frankreich beobachten. Wir – eine Sängerin und ich als ihr Klavierbegleiter – waren aufgebrochen, um für die Bewohner zu musizieren. Eine freundliche Pflegerin empfing uns und berichtete, dass unter den Heimbewohnern eine Dame sei, die früher wohl Pianistin war. Gelegentlich würde sie noch spielen, die anderen Bewohner würden sie regelmäßig darum bitten.

Seither sei die Atmosphäre spürbar anders, die Bewohner würden wieder mit mehr Appetit essen. Es ging ans Musizieren, und als wir unseren Vortrag beendet hatten, wurden wir der Dame vorgestellt. Mit leicht wirrem Haar saß sie vor uns, die wunderbare Eleganz ihrer Züge hatte sie in ihr hohes Alter hineingerettet. Sie bedankte sich

bei uns und wir baten sie, ob sie uns nicht ihrerseits mit ihrem Klavierspiel erfreuen wolle. Das tat sie und spielte, auswendig, den schnellen Kopfsatz einer Beethoven-sonate. Die krummen Finger flogen regelrecht über die Tasten.

### Wieder Appetit am Leben gefunden

Als wir uns begeistert verabschiedeten, bat die Dame uns, unbedingt wiederkommen, was wir auch sofort versprochen. Beim Hinausgehen begleitete uns die Pflegerin und wies uns darauf hin, dass die demente Dame, selbst wenn wir sofort umkehrten, sich nicht mehr an uns erinnern würde. An jenem Tag aber waren wir Zeugen eines kleinen Wunders geworden. Dass nämlich die Erinnerung an den Fingersatz einer Beethoven-sonate in einem Geist, der sich allmählich dem Licht entzieht, den grauen Alltag im Altenheim zu erhellen vermag. Und dergestalt Menschen wieder ein wenig Appetit geben kann; vielleicht sogar am Leben selbst.

Wie viele Stunden ihres Lebens mag die alte Dame wohl darauf verwendet haben, die Sonaten einzuüben? Wie viel tägliche Disziplinierung und Meditation waren einst nötig, sich dieses Können anzueignen? Gibt nicht die Entscheidung, ein Instrument zu erlernen, dem Leben bereits eine Zielrichtung, zuweilen sogar eine tiefgreifende?

### Getragen von der Orchestergemeinschaft

In einem Orchester, das ich leitete, und in dem studierte Musiker und Laien miteinander Woche für Woche proben, saß eine Geigerin am zweiten Pult der ersten Geigen, die ihr Leben lang in einem professionellen Orchester gespielt hatte und die sich beim Eintritt in den Ruhestand zu uns gesellte. Ich habe dies sehr bewundert. Zum einen begnügte sie sich wie selbstverständlich mit dem Platz in der zweiten Reihe. Bemerkenswert obendrein, dass ihre Begeisterung nach so vielen Jahren täglicher Routine noch so groß war, dass sie sich einem sogenannten Liebhaberorchester anschloss.

Auch diese Dame wurde – erst schleichend, dann immer offensichtlicher – von einer Demenzerkrankung heimgesucht. Zuletzt wusste sie oft nicht mehr, an welchem Ort sie sich befand. Die Bogenstriche den anderen Spielern anzugleichen, war schon lange nicht mehr möglich, aber die Finger fanden noch die Töne. Zuletzt spielte sie immer häufiger auch in die Pausen hinein und man musste sie zum Sitzplatz führen, damit sie ihn unbeschadet fand. Aber nie wären die anderen Spieler auf die Idee gekommen, sie zum Fernbleiben zu überreden. In den ersten Jahren hatte sie die Geigengruppe durch ihr Können mitgetragen. Nun durfte sie sich darauf verlassen, getragen zu werden.

### Menschliche Nähe verändert den Klang

Sich gegenseitig tragen, das geht auch in jungen Jahren. Einmal im Jahr probt, seit 20 Jahren, in der Bretagne das deutsch-französische Jugendsymphonieorchester Dinard, vom »Arbeitskreis Musik in der Jugend« jährlich ausgeschrieben. Etwa je 20 bis 30 Jugendliche aus beiden Ländern, zwischen 15 und 23 Jahren alt, treffen sich und erarbeiten zwei Wochen lang symphonische Orchesterliteratur. Rund die Hälfte der jungen Musiker kennt sich zu Beginn nicht, manche tun sich mit der Sprache des anderen Landes schwer. Aber je näher man sich kommt, bei den Mahlzeiten, beim Baden im Meer, bei abendlichen Spaziergängen, desto mehr verändert sich der Klang in den Proben.

Jenseits dessen, was sich technisch durch das Üben verbessert, entsteht der Eindruck, dass die Töne für die neugewonnenen Freunde gespielt werden. Fast wie von selbst tritt an die Stelle des Sich-Beschäftigens mit den Noten auf dem eigenen Blatt das gegenseitige Sich-Zuhören und Aufeinander-Eingehen. Das Interesse am anderen hat sich in die Praxis des Miteinander-Musizierens transponiert. Regelmäßig spiegeln Konzertzuhörer diesen Eindruck wider, und im Orchester entstehen über die kurze Sommerzeit hinaus Freundschaften, die teils viele Jahre fortwirken.

Adolf Graf, der erste Landeskirchenmusikdirektor der Evan-

gelischen Landeskirche der Pfalz, pflegte nach jedem Konzert voller Stolz die Statistik seiner Chorgemeinschaft aufzulisten: So und so oft habe man die Matthäuspassion gesungen, so oft die h-Moll-Messe und so und so viele Ehen seinen »gestiftet« worden. Damit meinte er die vielen Paare und Ehepaare, die sich durch das Singen in der »Evangelischen Jugendkantorei der Pfalz« kennengelernt hatten. »Könnt ihr euch da hinten vielleicht mal auf einen Ton einigen?« So der erste Satz einer Altistin zum eben dazugestoßenen Bass eine Reihe hinter ihr, der später ihr Ehemann werden sollte. Es handelte sich um meine Schwiegereltern.

»Liebe besteht nicht darin, dass man einander ansieht, sondern dass man gemeinsam in die gleiche Richtung blickt.« Von Antoine de Saint-Exupéry, dem Autor des Kleinen Prinzen, ist dieses Zitat überliefert. Es scheint, als wären Chöre ein guter Platz, um dies erfahren zu können. Denn Singen gelingt zu mehreren nur über Synchronisa-

tion. »Singen verhilft den grauen Alltag bunter zu gestalten und seine Last leichter zu schultern«, schreibt der Musikwissenschaftler Gunter Kreuz in einer Schrift mit dem Titel »Warum Singen glücklich macht«.

### Ein Kanon kann Zaubhaftes bewirken

Den grauen Alltag bunter machen, das versprach sich auch eine kleine Gruppe Inhaftierter der Justizvollzugsanstalt in Rottenburg, wenn sie die Proben des Gefängnischors besuchten. Diesen Chor hat eine Weile der amerikanische Physikstudent Samuel Brandt geleitet, als er in Rottenburg eine nebenberufliche Kirchenmusikerausbildung machte. Schlager und leichte Kanons wurden gemeinsam ausgewählt. »Ein einfacher Kanon kann in einem Häftling Zaubhaftes bewirken, vor allem wenn er ihn mit jemandem singen kann, den er nicht wirklich mag«, berichtet Samuel, der inzwischen Theologie studiert und

sagt, dass die Erfahrung mit dem Gefängnischor, ihn in diesem Entschluss bestärkt habe.

Der inzwischen verstorbene Schriftsteller Walter Kempowski war als politischer Gefangener zu DDR-Zeiten im Gefängnis Bautzen inhaftiert. Er beschreibt in seinem Buch »Im Block« ausführlich, welche Bedeutung der Chor dort für ihn hatte. Unter anderem schreibt er, »dass man Gefühle von sich geben konnte, die sonst blockiert waren«.

Die heilige Caecilie hatte vor einer solchen Enthemmung offenbar Angst: Als sie bei einer Hochzeit Instrumente spielen hört, betet sie, so die Legende, ihr Herz möge rein bleiben. Vermutlich hat sie deshalb so gebetet, weil sie fürchtete, durch die Musik zu weltlichen Ausschweifungen verleitet zu werden – insofern wäre ihr Amt als Schutzpatronin der Kirchenmusik das Ergebnis eines Missverständnisses. In jedem Fall wäre ein solches Missverständnis aber nur deshalb möglich, weil wir alle die spirituelle Dimension, die Musik haben kann, schon einmal erfah-

ren haben, vielleicht im Rahmen einer feierlichen Liturgie.

In der dogmatischen Konstitution »Sacrosanctum concilium« des Zweiten Vatikanums heißt es: »Die überlieferte Musik der Gesamtkirche stellt einen Reichtum von unschätzbarem Wert dar, ausgezeichnet unter allen übrigen künstlerischen Ausdrucksformen vor allem deshalb, weil sie als der mit dem Wort verbundene gottesdienstliche Gesang einen notwendigen und integrierenden Bestandteil der feierlichen Liturgie ausmacht. In der Tat haben sowohl die Heilige Schrift wie die heiligen Väter den gottesdienstlichen Gesängen hohes Lob gespendet.«

### Augustinus wusste: »Wer singt, betet doppelt«

Oder, wie es der heilige Augustinus einmal gesagt haben soll, »bis orat qui bene cantat« – wer singt, betet doppelt. Weiter in der Konstitution ist zu lesen: »Der Schatz der Kirchenmusik möge mit größter Sorge bewahrt

und gepflegt werden. Die Sängerschöre sollen nachdrücklich gefördert werden.«

Wer als Kind in einem Chor groß geworden ist, weiß sicher mehr als ein Lied davon zu singen, wie sich in der Erinnerung das Größerwerden, die Freundschaften und anderes mehr mit Tönen und Melodien verbinden. Nicht von ungefähr ist eine der Interviewfragen, die einem Musiker in jeder Ausgabe der Neuen Musikzeitung gestellt werden, welches Lied oder welcher Song an das erste Rendezvous oder den ersten Kuss erinnert. »Positiv belegt« ist in der Sprache der Psychologie dann eine solche Musik.

Auch dem Umkehrfall verdanken Musik wie Literatur unzählige Werke. Denn was wäre die Kunst ohne den Liebeskummer? Zum Glück kann man in solch trüben Stunden dann auch wieder Trost in der Musik suchen. Der Komponist Franz Schubert brachte es auf den Punkt: »Wer die Musik liebt, kann nie ganz unglücklich werden.«

Alexander Burda

### UNSER AUTOR

Alexander Burda ist Professor für Chorleitung an der Hochschule für Kirchenmusik in Rottenburg am Neckar.



Foto: KNA

Wer als Kind in einem Chor groß geworden ist oder in Jugendjahren in einem Orchester oder einer Musikgruppe musiziert hat, weiß mehr als ein Lied davon zu singen, wie durch die Musik Freundschaften entstehen, die über viele Jahre fortwirken. Foto: KNA

